

Als er eine halbe Stunde später im Salon von *Loudon House* seiner Schwester gegenüberstand – die jetzt zehn Jahre älter und von matronenhafter Korpulenz war, jedoch ebenso unfreundlich und selbstzufrieden wirkte wie bei seinem letzten Besuch fühlte er sich wieder einmal völlig verunsichert.

»George, mein lieber Freund«, brach Marmie das beklommene Schweigen und ging mit ausgestreckter Hand auf seinen Schwager zu. Er hatte ihn während der vergangenen Jahre vermißt, denn für Marmie war George ein guter Schütze, ein angenehmer Gesellschafter und ein wackerer Zechkumpan.

»Marmie, lieber Sportsfreund. Du bist ganz der Alte geblieben.« Dankbar griff George nach der ausgestreckten Hand. »Du auch, George, alter Junge.«

»Wenn ihr zwei mit eurer gegenseitigen Bewunderung fertig seid, könnte uns George vielleicht höflichkeitshalber mitteilen, was ihn nach all den Jahren hierhergeführt hat«, sagte Maude scharf, so scharf, daß beide Männer sofort schuldbewußt auseinandergingen.

»Ich stecke etwas in der Klemme«, begann George. Maude starrte ihn kalt an. »Ich bin gekommen, um deinen Rat einzuholen«, fügte er hastig hinzu.

Es gab nichts, was Maude lieber tat, als Ratschläge zu erteilen. Ihre Lippen verzogen sich zu einem schmalen Lächeln, denn Maude war zu lebenserfahren, um nicht zu ahnen, daß ihr Bruder etwas von ihr wollte.

Maude hieß George in einem Ohrensessel vor dem prasselnden Kaminfeuer Platz zu nehmen. Mit einem erleichterten Seufzer setzte er sich und akzeptierte dankbar den großen Whisky, den Marmie ihm reichte. Er spürte, wie die drückende Last der Verantwortung von seinen Schultern genommen wurde, und entspannte sich. Er hatte recht gehabt, hierherzukommen: Maude würde alles arrangieren, so wie sie es schon als Kind getan hatte.

Maude setzte sich in einen Sessel George gegenüber und ergriff die Initiative.

»Ich habe von Oswalds Tod erfahren, George. Eine schreckliche Tragödie. Wir waren beide schockiert. Aber unter den gegebenen Umständen hielt ich es fürs beste, fernzubleiben. Ich wäre natürlich gern zur Beerdigung gekommen, jedoch ...« Sie machte eine anzügliche Pause. »Nun, du kennst ja die Situation.« Maude war noch nicht bereit, ihre ablehnende Haltung aufzugeben.

»Dein Brief ... ich danke dir. Das war sehr freundlich ...« Maude wartete ungeduldig, daß George endlich mit seinem Anliegen herausrückte, und trommelte nervös mit ihren Fingern auf die Sessellehne. »Es geht um Etty«, platzte er schließlich heraus und sah sie mit einem leidvollen Blick an.

Maude versteifte sich und richtete sich kerzengerade auf. Ihr üppiger Busen wogte, als sie tief Luft holte, um ihre Nerven zu beruhigen. Ihr Mann füllte hastig noch einmal die Gläser.

»Ich bezweifle, daß ich dir bezüglich dieser Person einen Rat geben kann.« Maudes Stimme war stählern vor Kälte.

George sah den Groll im Gesicht seiner Schwester und wußte, daß er mit Maude niemals über seine Angst um Etty sprechen konnte – ihm wurde bewußt, wie töricht dieser Gedanke gewesen war. Hilflös und voller Verzweiflung hatte er in den letzten

Tagen mit ansehen müssen, wie Etty immer tiefer in einem Meer von Kummer versank, aus dem er sie nicht zu retten vermochte. Er hatte sich an Ettys Launenhaftigkeit erinnert, die ihn oft verärgert und gleichzeitig ergötzt hatte. Jetzt befürchtete er allerdings, daß diese Launen nur Vorboten einer depressiven Stimmung gewesen waren. Er nahm einen großen Schluck Whisky. Es hatte keinen Sinn, Maude diese Gedanken anzuvertrauen.

»Nun, eigentlich geht es nicht um Etty, sondern um Alice.« Zufrieden bemerkte er, wie sich Maude entspannt zurücklehnte.

»Alice?«

»Etty trauert schrecklich um Oswald. Sie möchte nicht ... es ist schwierig für sie ... Es scheint ihr Qualen zu bereiten, ihre Tochter um sich zu haben ... wenigstens im Augenblick«, fügte er hastig hinzu.

Maude preßte die Lippen zusammen, was ebenso Mißbilligung wie Verständnis bedeuten konnte. George sah seine Schwester unsicher an, und als sie nichts sagte, redete er weiter.

»Alice ist jetzt allein auf *Gwenfer*, Maudie. Ich muß zu Etty und halte es für besser, das Kind zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht mitzunehmen.«

»Hat Alice Mumps gehabt?«

»Mumps? Ich habe keine Ahnung. Da müßte ich das Kindermädchen fragen.«

»Wir haben hier Mumps. Die Hälfte der Kinder auf dem Gut und zwei meiner eigenen sind krank. Wenn sich die anderen anstecken, kann es Monate dauern, bis wir nicht mehr unter Quarantäne stehen. Und dann muß ich Letitia nach London begleiten; um sie in die Gesellschaft einzuführen.«

»Letitia ist Debütantin? Großer Gott, ist sie schon so alt? Wie die Zeit verfliegt.«

»Ja, George, die Zeit verfliegt, und Nichten und Neffen werden erwachsen«, sagte Maude anzüglich, als wollte sie ihn für seine lange Abwesenheit tadeln. »Sie ist siebzehn, und wir hegen große Erwartungen für sie. Aber ich wollte eigentlich sagen, daß Alice sofort zu uns kommen kann, wenn sie schon Mumps hatte. Wenn nicht, muß sie warten, bis die Krankheit abgeklungen ist, was frühestens Ende des Sommers sein wird. Kann sie bis dahin in der Obhut ihres Kindermädchens bleiben?«

»Du nimmst sie also zu dir?«

»Aber natürlich.«

»Ich weiß nicht, für wie lange es sein wird, Maude. Ich weiß nicht, wie lange Ettys Trauer dauern wird ...« George zuckte mit einem hilflosen Ausdruck die Schultern.

»Die Zeit spielt keine Rolle, George. Alice kann für immer bei uns bleiben. Sie ist unsere Nichte, und daher ist es unsere Pflicht, uns um sie zu kümmern, nicht wahr, Marmie?«

»Versteht sich von selbst, George, alter Junge. Blutsbande und das alles« sagte Marmie mit rauher Stimme. Georges' Nachricht betrübt ihn, denn er hatte immer eine Schwäche für Etty, das hübsche kleine Ding, gehabt. Sie war ein hohlköpfiges Wesen, gewiß, aber wer wollte schon eine geistreiche Frau? Allein der Gedanke an ihren Busen trieb Marmie den Schweiß auf die Stirn, und er wischte sich mit einem weißen Taschentuch darüber.

»Das wäre also erledigt.« Endlich schenkte Maude George ein breites Lächeln. Sie hätte gern hinzugefügt, daß sie keine Ressentiments gegen Alice hatte, denn das arme Kind konnte schließlich nichts dafür, daß Etty seine Mutter war. Sie hätte ihrem Bruder auch gern gesagt, daß sie wußte, daß Alice nicht nur vorübergehend, sondern auf Dauer zu ihr kommen würde. Maude hatte immer vermutet, daß Ettys Lebhaftigkeit und Launenhaftigkeit Anzeichen eines exzentrischen Wesens waren. Doch die Verzweiflung ihres Bruders hielt sie ausnahmsweise davor zurück, ihre Meinung auszusprechen. »Du bleibst natürlich über Nacht«, sagte sie statt dessen.

Meerwasser sickerte durch die Felsen. Reuben wußte, das Meer war da; er konnte es riechen. Trotz Staub, der Hitze und dem Geruch nach Schweiß, dem Geruch der Angst der Männer, war das Meer da. Reubens Magen verkrampfte sich. Seit achtundzwanzig Jahren, seit dem Tag, als er mit elf Jahren stolz mit seinem Vater ins Bergwerk gegangen war, lebte er mit diesen Magenkrämpfen und der Angst – jede Stunde, jede Schicht, die er unter Tage arbeitete.

Vorsichtig betastete er die feuchten Felsen über seinem Kopf. »Gott sei Dank«, murmelte er, als er spürte, daß nur wenig Wasser hindurchsickerte.

Es wurde jedes Jahr schlimmer. Je unergiebiger die Erzadern an der Erdoberfläche wurden, um so tiefer trieben die Minenarbeiter Stollen unter das Meer, und so wurde das Risiko täglich größer, denn nur der Fels trennte sie vom Gewicht des Atlantiks, der über ihren Köpfen toste. Reuben liebte das Meer nicht. Wie die meisten Menschen, die in seiner Nähe lebten, fürchtete er es. Reuben hatte zu viele Männer gekannt, die darin ertrunken waren, um das Meer nicht als Feind zu sehen. Er hatte in Stollen gearbeitet, in denen er das Tosen des Meeres hatte hören können. Das waren die schlimmsten Schichten gewesen. Er hatte sich beim Obersteiger darüber beschwert, doch der hatte ihn ausgelacht und ihm gesagt, daß er sich das nur einbilde, denn niemand könne in dieser Tiefe das Rauschen des Wassers durch die Felsen hindurch hören. Reuben wußte es besser. Das Meer war nur wenige Meter über ihm und wartete darauf, ihn zu verschlingen.

Reuben machte eine Pause, klebte die Kerze auf seinem Helm mit einem Klumpen Lehm fest und rief seinem Sohn, Paul, der erst seit kurzem unter Tage arbeitete, zu, daß es Zeit für die Essenspause sei. Reuben knotete sein Taschentuch auf und teilte die Pastete. In dem trüben Licht konnte er nicht erkennen, womit sie gefüllt war, und als er daran schnupperte, fluchte er leise. Wieder nur Zwiebeln und Kartoffeln, kein Fleisch. Paul steckte seine Hälfte der Pastete in die Tasche und kroch zu seinen Kameraden zurück.

Die älteren Männer aßen schweigend. Sie waren erschöpft, zu erschöpft für die Witze und das Geschwätz der Jungen, an dem sie auch Vergnügen gefunden hatten, als sie noch jung und unverbraucht gewesen waren.

Reuben saß allein. Er war nie beliebt gewesen. In seiner Jugend hatte es ihm noch etwas ausgemacht, daß die anderen ihn mieden. Aber das war vor langer Zeit gewesen, jetzt bekümmerte es ihn nicht mehr. Trotzdem war es ihm ein Rätsel geblieben. Die Ablehnung der anderen hatte nichts mit seiner Arbeit zu tun. Als Kumpel wurde er geachtet und genoß das Vertrauen der Kameraden. Manchmal fragte er sich, ob sein Ausgeschlossensein etwas mit seiner Angst vor dem Meer zu tun hatte, denn er fuhr nie mit den anderen zum Fischen hinaus. Er wäre oft gern dabeigewesen, wenn beim Auftauchen der Schwärme von Seearben die Männer zu ihren Booten liefen, am Strand Freudenfeuer angezündet wurden und die ganze Dorfgemeinschaft das Ereignis feierte.

Aber Reubens Furcht vor dem Meer war so groß, daß ihm sogar der Anblick von den Klippen aus Angst einjagte. Denn Reuben wußte, daß das Meer ihm den Tod bringen würde. Aber er konnte diese Angst nicht erklären. Und wenn er fähig gewesen wäre, den anderen seine Gefühle mitzuteilen, wäre er wohl nur zur Zielscheibe ihres Spotts geworden. Zum Teufel mit ihnen, dachte Reuben.

Er wußte, daß sich seine Zeit dem Ende näherte. Er war jetzt beinahe vierzig und hatte sich trotz der harten Arbeit gut gehalten. Auch er war von Unfällen nicht verschont geblieben, aber er hatte keine ernsthaften Verletzungen wie andere davongetragen, denen die Beine zertrümmert oder die Köpfe von herabfallenden Felsen eingeschlagen worden waren. Doch seine Zeit war fast vorbei; sein Körper rächte sich für die unerträgliche Schinderei, die er ihm abverlangt hatte. Jeden Morgen fiel es ihm schwerer, seine Glieder in Bewegung zu setzen. Steife Glieder bedeuteten erhöhtes Risiko – das Risiko, nicht schnell genug vor hereinbrechenden Gefahren davonlaufen zu können und für die Ewigkeit unter der Erde verschüttet zu werden. Reuben wußte nicht genau, was er mehr haßte – das Meer oder die dunkle, feuchte Mine. Es besteht kein großer Unterschied zwischen beiden, dachte er, während er die Überreste der Pastete in sein Taschentuch einwickelte und in der Dunkelheit mit den Händen nach einer trockenen Stelle tastete, wo er sein Essen bis zum Ende der Schicht aufbewahren konnte.

Er schwang seinen Pickel. Es lagen noch Stunden harter Arbeit vor ihm, und dann kam der lange Weg im Kriechgang zurück zur Leiter am Einstiegsschacht und das mühsame Hinaufklettern an die Erdoberfläche – 90 bis 120 Meter hoch. Das gibt jedem Mann nach der Schicht den Rest, dachte Reuben. Es gab Minen, in denen die Verwaltung Förderkörbe für die Arbeiter eingerichtet hatte, aber die existierten in dieser Mine nicht, das war ein zu großer Luxus, solange dieser Bastard Tregowan der Hauptaktionär war.

Reubens Haß auf die Mine und das Meer wurde nur noch von seinem Haß auf Tregowan übertroffen. Bei dem Gedanken an diesen Mann spuckte Reuben einen großen Klumpen Schleim und Staub aus. Reuben haßte Tregowan und die anderen Teilhaber. Er haßte diese fetten, reichen Schweine, die sich von den Früchten seiner Arbeit und seiner Angst ernährten.

Reuben stand im *Miners Arms* wie gewöhnlich etwas abseits von den Männern seiner Schicht. Sie waren alle mit Staub und Schweiß bedeckt. Die Hitze im Raum durchdrang ihre feuchten Kleider, und jeder Mann verströmte eine eigene Dunstwolke.

Der Raum war lang und schmal; der Tabakrauch hatte die Wände bräunlich gefärbt. Eine große Öllampe hing in der Mitte des Raums und schwang jedesmal wie betrunken im Luftzug, wenn die Tür geöffnet wurde. Dabei entwichen Rauchschwaden, die sich mit dem Gestank der schwitzenden Körper vermischten. Auf der langen Holztheke stand ein Bierfaß. Ein paar Kerzen steckten in leeren Flaschen und verbreiteten ein trübes flackerndes Licht in dem düsteren Raum. Am einen Ende der Theke spielten die jungen Minenarbeiter Shuffleboard mit Halbpennystücken, rissen Witze und maßen ihre Kräfte beim Armdrücken. Am anderen Ende standen die Männer aus Reubens Schicht, ihre